

Fassadenpolitik. Ein Baron spielt den Bürger

Hans-Georg Soeffner

[Metadata, citation and sim](#)

utschen Gesellschaft für Soziologie

In Demokratien gelten Regeln und Normen, mit denen man zwar spielen, die man aber nicht grundlegend verletzen kann, ohne bestraft zu werden. Zum Spiel – vor allem in Mediengesellschaften – gehört das Kokettieren mit dem Besonderen. Es ist ein Spiel, das die demokratische Grundidee der Gleichheit ironisiert und sie mit Charme oder Charisma zu unterlaufen versucht. Denn egalitäre Gesellschaften suggerieren Langeweile. Daher gilt die Liebe der Medien, nicht nur der Regenbogenpresse, denen, die nicht so sind wie alle anderen. Dazu zählen augenfällig Stars und Sternchen, die an ihren jeweiligen Himmeln – Spiel, Sport, Kultur, Politik – auf- und untergehen. Von solchen eher flüchtigen Kuriositäten scheinen sich erfolgreich jene deziert Ungleichen abzuheben, die durch adelige Herkunft, einen großen Namen und illustre Vorfahren glänzen, auch wenn der Glanz zunächst nur von den Ahnen geliehen ist und erst noch verdient werden müsste. Als nahezu unanfechtbare mediale Lichtgestalten müssten somit jene erstrahlen, die das gängige mediale Popularitätsmuster mit dem Glanz der adligen Herkunft verbinden, die flüchtige Attraktivität durch eine ehrwürdige Ahnenreihe auf Dauer stellen und dem billigen Image der Neureichen den Nimbus alteingesessenen Wohlstandes entgegensetzen können.

I.

Der Freiherr zu Guttenberg verkörpert, wie vor ihm schon außergewöhnlich deutlich ›Lady Di‹, jene gesellschaftliche Spezies, die auf den gesellschaftlichen Bühnen glänzt und durch gezielten Einsatz ihrer omnipräsenten medialen Entourage alles um sich herum zur Bühne macht. Dem Herrn zu Guttenberg wurden der Bundestag und das Feldlager in Afghanistan, der Große Zapfenstreich und die Talkshow, der Opernbesuch und der Trauergottesdienst, die Uniform und der Frack, der Stahlhelm und das pomadisierte Haar, Haute Couture und schussichere Weste, zu Kulissen und Requisiten einer Welt, die weniger von Taten als von Auftritten und Bildern, nicht von einer geprägten Form, sondern aus einer Kette von Performances lebt. Ein solches ›postmodernes‹ Muster verspricht Erfolg, und auch Herr zu Guttenberg spielte geschickt damit: so versiert, dass sein Publikum die gespielte Rolle für einen Charakter, das Bild für eine Person hielt.

Inzwischen ist das Publikum in wenigstens drei Fraktionen gespalten: Für die einen hat der Herr zu Guttenberg sich als Schausteller erwiesen, also als das, was sie schon immer in ihm sahen. Die zweite sieht ihn entzaubert, fühlt sich getäuscht und macht ihn zur *Persona non grata*. Die dritte, immer noch große Gruppe will sich ihren Helden nicht nehmen lassen, ist er doch einerseits aufgrund seiner Herkunft, seiner Präsenz auf den öffentlichen Bühnen und seiner – auch zu exotischen Kulissen jeweils passenden – bunten Kostümierung so ganz anders als die Standardpolitiker aus dem Reich der grauen Herren und Damen, andererseits aber, trotz seiner Herausgehobenheit, gleichwohl ›den Menschen‹ nahe: Als Liebhaber von AC/DC ist er Teil unserer postbürgerlichen Popkultur, mogelt sich wie die meisten von uns durchs Leben, hat seine kleinen Fehler und bekennt sich sogar zu ihnen, wenn es denn unbedingt sein muss.

So bleibt er uns bei aller Extravaganz dennoch verbunden. Seine Neider hingegen missgönnen ihm den sozialen Erfolg. Selbstgerechte Moralisten blasen kleine Ausrutscher zu Charakterfehlern auf. Weltfremde Professoren verwechseln die Wissenschaft mit dem Leben. Politische Gegner und Heckenschützen aus der eigenen Koalition intrigieren gegen den bedrohlichen Konkurrenten. Und alle zusammen blasen zur Hetzjagd auf ein ›kolossales Talent‹ (Horst Seehofer), nun unterstützt von den Medien, die er so beflissen genutzt hatte, die ihn früher hingebungsvoll feierten und deren Wirkung sich noch immer an den Pro-Guttenberg-Leserbriefen der soeben zitierten dritten Gruppe ablesen lässt.

So wichtig aber einerseits in Mediengesellschaften die medialen Bühnen auch sind, so leicht wird andererseits oft übersehen, dass Politik in parlamentarischen Demokratien nicht ausschließlich einer Bühnenregie folgt, sondern die Einhaltung von Regeln, Standards und Normen einfordert. Gewählt wird, wer glaubwürdig erscheint. Ein Amt erhält, wer als verlässlich gilt. In Führungspositionen steigt zwar auf, wer beliebt ist; an der Spitze aber bleibt nur, wer erfolgreich ist oder zu sein scheint. Auch das Charisma lebt nur solange, wie der Glaube der Gefolgschaft den Charismatiker trägt. Es stirbt ab, wenn der Erfolg ausbleibt. Wo überzeugende Taten fehlen, verblasst die Aura zur Kulisse. Politisches Handeln wird zur Fassadenpolitik.

II.

Dem Freiherrn ist dies wohl bewusst. Deshalb füllt er – auch jetzt noch mit medialer Unterstützung – die von ihm gespielten Rollen auf mit Selbstzuschreibungen, aus denen die Gefolgschaft ein Charakterbild herauslesen soll. Unter der Überschrift ›Glaubwürdigkeit und Autorität‹ versammelt er in einem Tugendkatalog all die Qualitäten, die diesen Charakterentwurf als Sinnbild wackerer, unbeirrbarer Sittlichkeit erscheinen lassen: Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Geradlinigkeit, Pflichtbewusstsein, Anständigkeit, Rechtchaffenheit und nicht zuletzt den Flirt mit jener Courage zum Unpopulären, aus der eine unbefleckte Popularität jenseits populistischer Liebedienerei hervorgehen soll. Eine solche zur Fassade edlen Anstandes kondensierte Tugendballung wäre selbst im Theater des 18. Jahrhunderts nur schwer darzustellen und zu ertragen gewesen. Gegenüber dem Grauschleier, der über dem gegenwärtigen politischen medialen Alltag liegt, scheint jedoch ein derart überzeichnetes Idealbild attraktiv zu sein – gerade weil es daherkommt, als habe es sich diesem Alltag entzogen, sei nicht Teil von dessen Welt und eben deswegen ›erfrischend anders!‹

Und tatsächlich ist dieses Charakterbild anders, wenn auch weder erfrischend noch ideal. Denn es wird nicht komponiert im sozialen Austausch mit anderen Personen, durch beobachtbares Handeln, durch die Bewährung in alltäglicher Interaktion und den sich daraus speisenden Charakterzuschreibungen. Statt dessen hören wir (noch immer, ungläubig oder glaubensfest) einem Akteur zu, der immer schon versucht hat, sein Handeln,

und sei es auch noch so widersprüchlich, als erster zu kommentieren und zu bewerten, wobei der Zuhörer all diese Bewertungen schon aus dem vorgeblichen Tugendkatalog des Freiherren kennt. Allerdings misst sich der Akteur nach wie vor nicht an diesen Tugenden, sondern er benennt sie vorweg als jene Qualitäten, die seinem Handeln, und sei es moralisch auch noch so zweifelhaft, immer schon als edles Motiv zugrunde liegen. Vorverurteilungen wie bei der Gorch Fock-Affäre und Indiskretionen wie im Zusammenhang mit der Entlassung des Generalinspektors und des Staatssekretärs sind Beispiele für die Taktik, durch deklamierte Moral das faktische Handeln zu überdecken. Kurz, wir sollen nicht im Sinne einer Verantwortungsethik (Max Weber) die Taten beurteilen, sondern einfach dem sich selbst bewertenden Kommentator zuhören und ihm jene reine Gesinnung attestieren, die er uns zuvor als die unverwüstlich eigene ausgemalt hat. Mediale Bühnen fördern diese Strategie. Sie sind geschaffen für schwadronierende Darsteller, bei denen die Rhetorik an die Stelle von Taten tritt.

Das wirklich Faszinierende an diesem freiherrlichen Tugendkatalog ist jedoch seine Herkunft. Sie verdankt sich einer Moderne, in der ein Bürger, gerade wenn er ins Theater ging, für sich in Anspruch nahm, Staatsbürger zu sein. Denn als das Bürgertum im 18. und 19. Jahrhundert sich gegen die Adelsprivilegien durchzusetzen und als politische Kraft zu etablieren versuchte, setzte es auf drei Kräfte, die seine Ansprüche rechtfertigen sollten: auf wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, Tüchtigkeit und moralische Integrität. Nicht Herkunft, sondern Leistung; nicht erhöhter gesellschaftlicher Stand, sondern Bildung; nicht Vorrechte, sondern Recht sollten die Menschen sowohl füreinander als auch für den Staat zu jenen humanen Wesen formen, die auf der Basis wechselseitig geteilter Pflichten einen für alle geschaffenen und von allen getragenen Gesellschaftsvertrag erfüllen können.

Es galt die Devise: »Mehr sein als scheinen«. Unscheinbarkeit in der Selbstdarstellung bei gleichzeitig ausgeübter Pflichterfüllung, Bescheidenheit und an den Ergebnissen des Handelns ablesbare Tüchtigkeit wurden bewusst als bürgerliche Normen und Lebensart gegen den Lebensstil des Adels formuliert. Anders als in der medialen Selbstdarstellung und Rhetorik des Herrn zu Guttenberg ging es in der bürgerlichen Verantwortungsethik – dem Ideal nach – um »stille Größe, die sich am Handeln ablesen ließ, nicht um laute rhetorische Großtuererei. Das Gegenbild dieses bürgerlichen Ideals und seines vom Freiherrn adoptierten Tugendkatalogs war das dem Adel zugeschriebene Ensemble von Untugenden: Selbstsucht, Selbstlob, Eitelkeit, Arroganz, Intrigantentum, Machtanspruch. Die bürger-

lichen Autoren, beispielhaft Lessing und Schiller, brachten Bild und Gegenbild auf die Bühne des bürgerlichen Theaters, einer »moralischen Anstalt«, in der Untertanen zu freien Staatsbürgern, Unwissende zu Wissenden und möglichst alle Menschen zu einer »Herz, Geist und Seele« ergreifenden umfassenden Bildung erzogen werden sollten. Sie wollten, dass aus dem Publikum Staatsbürger wurden. Der Freiherr will – auch jetzt noch – den Staatsbürger zum Publikum zurückentwickeln.

Noch zitiert zwar der Freiherr das bürgerliche Idealbild und lebt damit, wie wir alle, von Zitaten. Aber nicht das Zitieren ist das Problem, sondern der Umgang mit Zitaten; nicht der (fast immer scheiternde) Versuch, authentisch oder innovativ zu sein, sondern die Versuchung, mit Hilfe von Leihgaben authentisch zu wirken; nicht das Wissen darum, dass letzte Wahrheit sich weder im Leben noch in der Wissenschaft erreichen lässt, sondern der Verstoß gegen die Pflicht zur Wahrhaftigkeit.

III.

Eines der ältesten, an besondere wissenschaftliche Leistung gebundenen, nicht adeligen Privilegien ist das der akademischen Promotion und der mit ihr verbundene Titel. Dieses Verfahren ist gegründet auf eigenständige Leistung, die Suche nach neuen Erkenntnissen, auf Anerkennung und Dank an Vorgänger, denen man eigenes Wissen verdankt und die man daher, auch wenn man nicht ihrer Meinung ist, erkennbar zitiert, vor allem aber auf die Pflicht zur Wahrhaftigkeit im Umgang mit eigenem und fremdem Wissen. In dem Privileg, das nach erbrachter Leistung, symbolisch durch die Zuerkennung des Dokortitels gekennzeichnet wird, verbünden sich die Prinzipien moderner Wissenschaft und eine – dem Anspruch nach – universale Maxime menschlichen Wissenserwerbs und humaner Bildung: das Spiel mit Erkenntnis, Erfahrung und Phantasie – gerahmt durch den Ernst der Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit.

Dass diese Verpflichtung keineswegs nur für wissenschaftliche Assistenten gilt, dürfte auch der Bundeskanzlerin bekannt sein, weil sie selbst promoviert worden ist. Denn alle Doktoranden bestätigen diese Verpflichtung durch ihre Unterschrift. Damit verpflichten sie sich nicht nur, die Regeln wissenschaftlichen Arbeitens einzuhalten, sondern sie versichern zugleich auch ausdrücklich, die Pflicht zur Wahrhaftigkeit anzuerkennen und

ihr nachzukommen: Das Regelsystem wissenschaftlichen Arbeitens wird damit explizit fundiert durch einen hohen, übergreifenden moralischen Anspruch. In seiner Stellungnahme zum Plagiatsvorwurf erklärte der freiherrliche, ehemalige Doktor, er »werde selbstverständlich aktiv mithelfen festzustellen, inwiefern« in den bei seiner Dissertation beanstandeten Versäumnissen und fehlenden Zitatangaben »ein wissenschaftliches – ich betone: ein wissenschaftliches – Fehlverhalten liegen könnte« (zitiert nach Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. Februar 2011, S. 4).

Etwas später will der Freiherr zunächst »vorläufig« seinen Dokortitel nicht mehr führen, sondern, wo auch immer, ruhen lassen. Dann erkennt er sich diesen Titel selbst ab, beides so, als habe er sich den Titel verliehen, könne frei darüber verfügen und ihn sich daher auch selbst aberkennen. An diesem Missverständnis scheinen die Bayreuther Gutachter in ihrem Verhältnis zum freiherrlichen Doktoranden nicht unschuldig zu sein: Wer einen von unterschiedlichen, nicht zitierten Autoren hergestellten, in dementsprechend wechselnden Stilarten verfassten, aus diversen Bruchstücken zusammengestückelten Text als außergewöhnliche wissenschaftliche Leistung anerkennt und mit *summa cum laude* bewertet, kommt seinen akademischen Pflichten: der genauen Lektüre und sorgfältigen Prüfung der Dissertation nicht nach. Der Hinweis, man habe vor ein paar Jahren noch nicht über die Möglichkeit verfügt, mit Hilfe entsprechender Programme Texte auf mögliche Plagiate hin zu überprüfen, ist hilflos und verräterisch zugleich: hilflos, weil die Hinweisenden der eigenen Lektürefähigkeit nicht zu trauen scheinen; verräterisch, weil die Beratung und Betreuung des Doktoranden durch ein Suchprogramm ersetzt und dem Gutachter eine Plagiat-suchmaschine als »Nebendoktorvater zur Seite gestellt werden soll.

Im weiteren Verlauf der Affäre lässt der ehemalige Doktor und Minister aus »Versäumnissen« »Fehler« und aus »Bedauern« »Reue« gar »Buße«, werden. Wiederum nur sogenannte Fehler betonend, mogelt er sich um den erheblich schwerer wiegenden Vorwurf und angesichts der Belege kaum zu leugnenden Sachverhalt herum, bewusst getäuscht zu haben, indem er fremde Texte manipulierte und als eigene ausgab – unabhängig von allen weiteren Querelen um verheimlichte Quellen und »vergessene« Fußnoten. Bei all diesen, nun ministerlichen, Winkelzügen hätten sich sowohl der Freiherr als auch die ihn verteidigende Kanzlerin an ihren Amtseid erinnern müssen. Darin hatten sie unter anderem geschworen, »das Grundgesetz und die Gesetze des Bundes [zu] wahren und [zu] verteidigen, [sowie ihre] Pflichten gewissenhaft [zu] erfüllen« (Artikel 56, GG). Viel leichtferti-

ger, als wir es bei der Kanzlerin und anderen Amtsträgern während der Guttenberg-Affäre erlebt haben, kann man mit einem Amtseid und demokratischen Basisnormen nicht umgehen.

Erinnert man sich darüber hinaus daran, dass der ehemalige Minister – tapfer über die in Deutschland stattfindende öffentliche Diskussion zum freiherrlichen Fehlverhalten hinwegsehend – als Grund für seinen immer wieder verzögerten Rücktritt vorgab, er sei es den im fernen Afghanistan gefallenen Soldaten schuldig gewesen, an deren Trauerfeier teilzunehmen, so erhält man einen weiteren Einblick, in das bizarre Charakterbild, das der Freiherr von sich malt. Seine Ergriffenheit während der Trauerfeier sollen wir ihm glauben, nicht aber seinen Versuch erkennen, die Trauer über die toten Soldaten als Schutzschild zu benutzen, die öffentliche Diskussion umzulenken, ihr eine neue Richtung zu geben und sie zugleich emotional aufzuladen. Im feudalen Rokoko hätte man solche Haltung aus adliger Sicht vielleicht als lässliche Bigotterie empfunden, dem Bürgertum wäre sie Zeichen eines tiefsitzenden Zynismus gewesen. Sollte sie gegenwärtig als Teil eines geduldeten politischen Selbstverständnisses begriffen werden, so sagt dies etwas aus über die Struktur mediengestützter Fassadenpolitik und das Charisma des schönen Scheins.

Immer wieder hat der ehemalige Minister und Doktor »betont« (»ich betone...«), und wieder ist es dabei nicht nur um eine bestimmte Tönung gegangen. Handelte es sich bei dem schön getönten Lebenslauf zu Guttenbergs (vgl. Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 20. Februar 2011, S. 3) lediglich um eine weitere, wenn auch für den Autobiographen typische Fassadenbemalung, so suggerierte der akzentuierte Ton bei der Stellungnahme zum Plagiatsvorwurf – zu Täuschung und Hochstapelei –, man könne »wissenschaftliches« Fehlverhalten von anderen Formen des Fehlverhaltens so abgrenzen, als herrschten in der Wissenschaft andere Moralprinzipien als in der übrigen Welt. Wenn es hier aber überhaupt einen Unterschied gibt, so liegt er gerade in der bewussten Überspitzung der allgemein gültigen Forderung nach Wahrhaftigkeit im Handeln.

Anders ausgedrückt: Jemandem, der sich nicht einmal in seiner wissenschaftlichen Arbeit an das ihm bekannte und von ihm explizit zugesicherte Wahrhaftigkeitsprinzip der Wissenschaft hält, ist generell nicht zu trauen. Gerade darin liegt auch begründet, dass die der Wissenschaft verpflichtete Gemeinschaft »wissenschaftliches Fehlverhalten« nicht als lässlichen Schönheitsfehler behandelt, sondern in der Regel mit der Aberkennung des Titels und dem Ausstoß des wissenschaftlich *und* moralisch Fehlenden aus ihrer

Gemeinschaft ahndet. Bei wem und bei wie vielen darüber hinaus unser Protagonist eines Tugendkatalogs, an dem er sich nicht messen lassen will und kann, noch Vertrauen findet, ist offen, vor allem dann, wenn plötzlich sichtbar wird, wie schnell dem Freiherrn auch die bürgerlichen Tugenden zum bloßen Zitat oder zur Fußnote werden, die man nach Bedarf verwenden oder fallen lassen kann, im eigenen Verhalten aber nicht verifizieren muss.

IV.

Den letzten großen Auftritt inszenierten die Vertreter unserer Republik mit dem »Großen Zapfenstreich« zum Rücktritt des freiherrlichen Ministers – in einem morbiden Symbolismus: Als ob es sich um einen »normalen« Rücktritt handelte, verabschiedete die Republik einen Hochstapler mit allen militärischen Ehren. Diesmal aber wurde – wie zuvor schon bei Pressekonferenzen für ausgewählte, dem Freiherrn vertraute Journalisten – das Normalpublikum ausgeschlossen und für eine geschlossene Gesellschaft eine Bühne gesucht, die Störungen von außen nicht zulässt. Eigentlich müsste, wenn externe Irritationen ausgeschlossen werden, ein altes überkommenes Zeremoniell, zumal dann, wenn wie in diesem Fall Militär- und Familientradition einander so verwandt zu sein scheinen, sich problemlos als harmonische Einheit gestalten lassen. – Wenn es da nicht einen, manchmal verhängnisvollen, Teil des Zeremoniells gäbe: die »Serenade«, die dem durch den Großen Zapfenstreich zu Ehrenden die Möglichkeit gibt, eigene »Musikwünsche« in das Zeremoniell einfügen zu lassen. Wie fast immer bei willkürlichen Arrangements von Symbolverdichtungen lauert der Teufel in jenem Detail, das – anders als gewünscht – mehr aussagt als es soll.

In der Zusammenstellung seines Wunschpotpourris hält sich der Freiherr weitgehend an gewollte oder geglaubte Traditionen. Es erklingen »Des Großen Kurfürsten Reitermarsch«, der »König Ludwig II. Marsch«, das »Frankenlied« und – als Signum des freiherrlichen Individualismus, aber auch in Anlehnung an die postbürgerliche Popkultur – »smoke on the water« (Deep Purple). Immer schon droht bei der Serenade die Gefahr, dass der Zapfenstreich operettenhafte Züge oder wie beim Freiherrn die eines Musicals annimmt. Zugleich ist hier einerseits, anders als es eine amerikanische *army band* seit Glenn Miller wäre, das Musikkorps des Wachba-

taillons rhythmisch überfordert. Andererseits aber verwandelte sich die musikalische Unstimmigkeit durch den Titel des Deep Purple Songs auf höherer Ebene zu schönster symbolischer Stimmigkeit, sagt er doch etwas über die Substanz dessen aus, der diese Musikauswahl in eigener Regie getroffen und gewissermaßen als Selbstsymbolisierung eingesetzt hat: Rauch über dem Wasser, schwadenhafte Konturlosigkeit, in der christlichen Ikonographie Zeichen für die Vergänglichkeit von Ruhm, Eitelkeit, Zorn und Entrüstung – oder, säkularisiert, Sinnbild des Krieges und des Soldaten: »Er verging wie der Rauch, und die Wärme ging auch./ Und es wärmten sie nicht seine Taten./ Ach, bitter bereut, wer des Weisen Rat scheut!/ Sagte das Weib den Soldaten.« (Bertolt Brecht, Ballade vom Weib und dem Soldaten).

Dennoch sagt diese Inszenierung mehr aus, als in der symbolischen Selbstcharakterisierung zum Ausdruck kommt. Sie verweist auch auf einen weitgefächerten Berufsstand, der dem Freiherrn bei seiner Rückkehr in die Öffentlichkeit Erfolg verspricht. Mediale Bühnen als Repräsentationsagenturen für Scheinwelten halten für ihn am ehesten noch Plätze frei. In dieser Umgebung bewegte sich der Freiherr besonders souverän, und zu ihr passt auch eine Sprache, die den schönen Schein sucht und in kläglichem Aufputz endet. Es ist eine Sprache, in der man nicht etwa einen Gedanken fasst, statt dessen »umweht der Gedanke den Verfasser nicht nur während intellektuell dürftiger Alltagserlebnisse dauerhaft«, sondern mehr noch, der umwehende Gedanke »erhält wenigstens den Anspruch höchster Qualität eigenen Gemurmels« (aus dem Vorwort der Dissertation des Freiherrn, zitiert nach Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 20. Februar 2011, S. 10). Wer auch immer hier murmelt, der Gedanke oder der Verfasser, ein schöneres Zeugnis des authentisch Unechten findet sich nur selten.